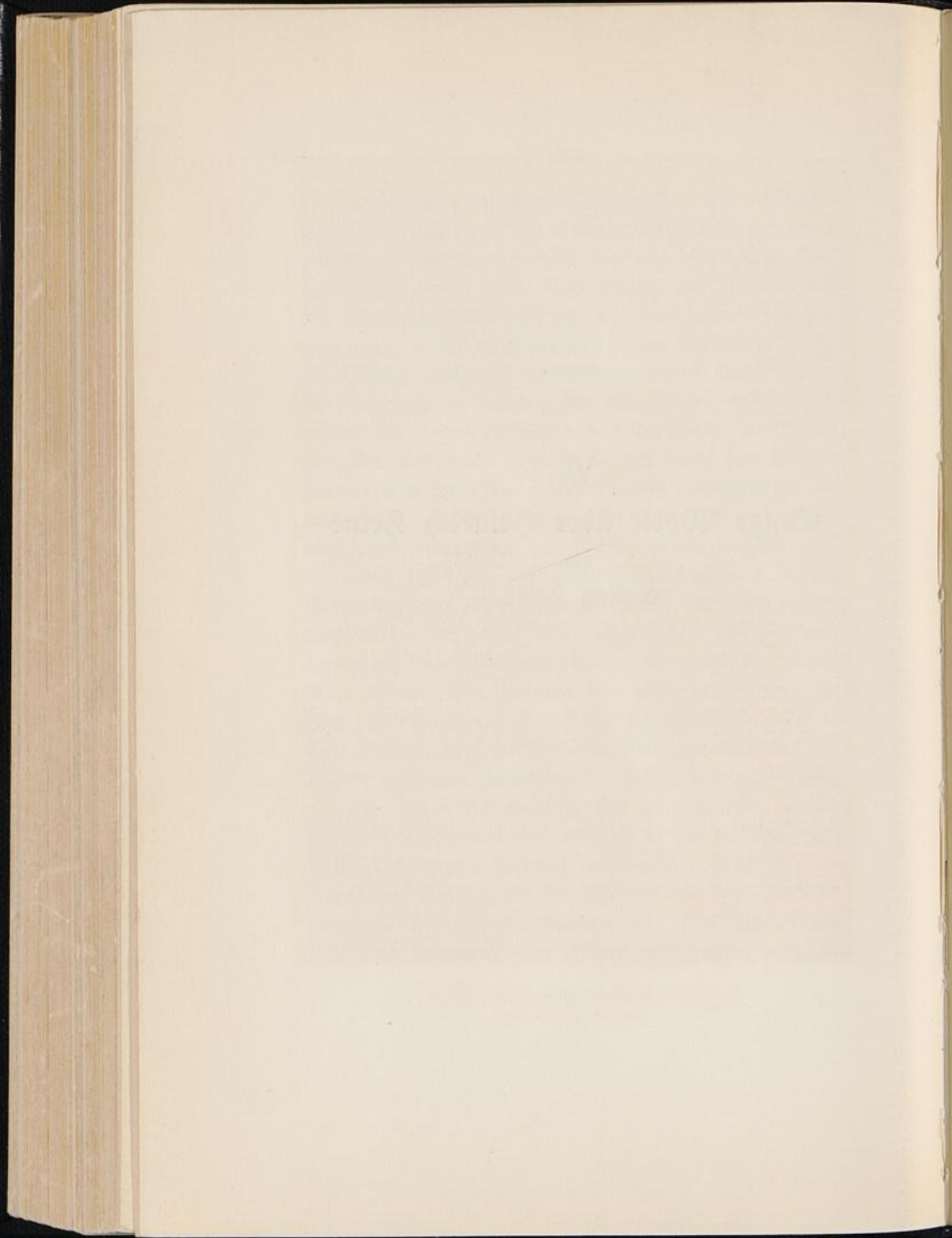


VI.

Einige Worte über Heinrich Heine

von

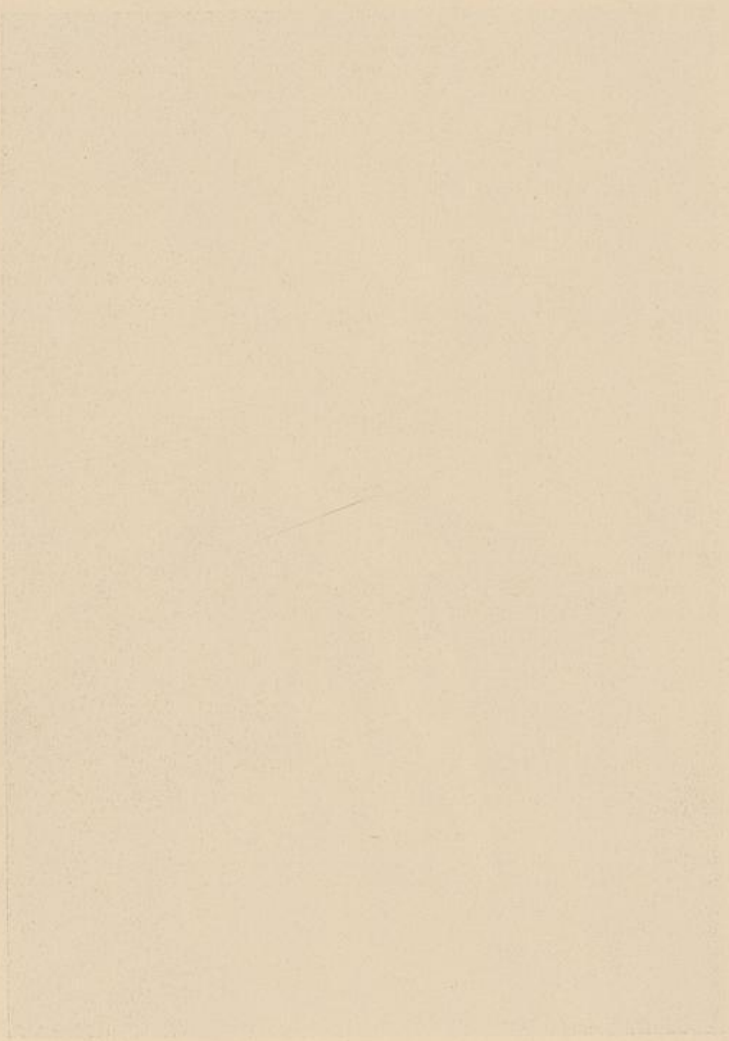
Gustav Heine.





Freiherr Gustav von Heine-Geldern  
(Aus der Zeit um 1882)





Verlag von J. Neumann, Neudamm  
1871

## Einige Worte über Heinrich Heine.

Von Gustav Heine.

Nach ein und zwanzigjähriger Trennung war es mir endlich vergönnt meinen theuren Bruder Heinrich wieder zu sehen! Seit langer Zeit bereits hegte ich den Wunsch mich selbst von dem Zustande seiner Krankheit zu überzeugen, so wie auch mit ihm mündlich Rücksprache in einer Angelegenheit zu nehmen, mit der er mich beauftragt hatte. Es ist so viel Widersprechendes über Heinrich Heine erzählt und geschrieben worden, daß ich mich dadurch veranlaßt finde, einige nähere Details über ihn mitzutheilen. Ich habe zwar nur Weniges von allgemeinem Interesse zu erzählen, doch das deutsche Publikum hört ja so gern auch von dem kleinsten Lebenszeichen seines Lieblings=Dichters, daß es gewiß auch diesen kleinen Beitrag zu der Charakteristik meines Bruders mit Freuden aufnehmen wird.

Am 17. August, Abends um 6 Uhr kam ich in Paris an und mein erster Gang war in die rue d'Amsterdam Nr. 50 zu meinem Bruder. — Aus seinem Schlaf- oder besser gesagt Wohn- und Leidens=Zimmer rief mir mein Bruder ein freudiges Willkommen entgegen — ein Willkommen mit der lieben Stimme, die mir wohl etwas matter, doch sonst unverändert entgegen=



tönte. Obwohl ich auf den schrecklichen Anblick gefaßt war, den der Zustand meines Bruders hervorbringt — so erschrak ich dennoch derart über sein Leiden, daß ich anfangs gar nicht sprechen konnte. Seit drei Jahren liegt er zu Bette, ohne es verlassen zu haben. Das linke Auge ist gänzlich geschlossen und wenn er mich ansehen wollte, so mußte er das Augenlid des rechten Auges emporheben. Der Körper ist abgemagert, die Füße sind vollkommen gelähmt und zusammengezogen. — Um die fürchterlichen Schmerzen ein wenig zu lindern, wird in eine am Halse offen gehaltene Wunde Opium eingestreut, — und dennoch erträgt er seine Leiden mit einer unbeschreiblichen Resignation. An Tagen, wo er nicht zu sehr leidet, — ist er ganz der alte Heinrich Heine mit seinem Frohsinn, Scherze, seinem Witze und seiner unverwüßbaren Laune. Die Gesichtszüge Heinrichs sind beinahe unverändert, nur etwas feiner und edler sind sie geworden. Ganz richtig ist die Bemerkung, die seinen Kopf mit jenem vergleicht, welcher Malern bei Darstellung des Heilandes vorzuschweben pflegt. Es ist ein Christuskopf mit geschlossenen Augen. Sein ganzes Wesen ist vergeistigt. — Unsere ersten Unterredungen betrafen Familienangelegenheiten. Es machte ihm dabei das größte Vergnügen, von mir nicht Heinrich, sondern Harry genannt zu werden, bei welchem Namen er immer im engeren Kreise der Familie gerufen wurde. Ich betonte einmal die letzte Silbe des Wortes Harry recht scharf, um ihn daran zu erinnern, daß in seiner Geburtsstadt Düssel-

dorf, der Straßenfeger Michel seinen Esel, der vor den Karren gespannt war, auch Harry nannte, was ihn damals so sehr verdroß, worüber er aber jetzt in lautes Lachen des Vergnügens ausbrach. Nachdem wir unsere persönlichen Angelegenheiten besprochen, gewann ich Zeit mit ihm über verschiedene Gegenstände zu plaudern. Ich fragte ihn plötzlich, ob es wahr sei, daß er, wie man sage, eine Betschwester geworden? Er antwortete lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Bettbruder geworden, und bete täglich zum lieben Gott, daß er Dir lieber Bruder bessere politische Gesinnungen einflöße.“ — Ich bemerkte darauf scherzend, daß es mich freue, in seiner Antwort den Namen Gottes genannt zu hören, woraus zu schließen, daß er kein Atheist mehr sei — als den man ihn früher schildern wollte. Zugleich machte ich ihn ernstlich darauf aufmerksam, wie sehr er den Glauben an Gott fördern würde, wenn er sich öffentlich darüber aussprechen wollte.

Mit der ernsthaftesten Miene antwortete er mir: „Dem großen weißen Elefanten des Königs von Siam kann es ganz gleichgiltig sein, ob ein kleines Mäuschen in der rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaube oder nicht. So viel kann ich Dir sagen, ich bin jetzt einer der treuesten Anhänger Gottes, ich bin für Gott quandmême. Ich habe Frieden mit Gott gemacht wie mit den Menschen, und Ersteren die Bestrafung aller Unbillen überlassen, die ich von Letzteren erlitten habe. Ich bemerke sogar, daß mich der liebe Gott an manchen Menschen ärger gerächt hat, als es



mir lieb ist. In meinen Nachtgebeten bitte ich ihn im wirklichstem Ernste, daß auch er manchem meiner Feinde verzeihe. Alles was nur einen Anstrich von Atheismus hatte, habe ich sorgfältig aus meinen Papieren vertilgt; denn ich bereue aufrichtig, daß ich manchen gläubigen Seelen Anstoß gegeben habe.“ Dies ist meines Bruders religiöse Stimmung; seine politischen Ansichten sind dieselben geblieben, und sein politischer Fanatismus, bricht sich noch manchmal Bahn. Jetzt aber gilt er nur mehr der Sache, nicht den Personen. So hat er in die Sammlung von Gedichten, die nächstens bei Campe erscheinen werden, kein einziges von jenen aufgenommen, die früher geschrieben und z. B. gegen den König von Preußen und den König von Baiern gerichtet waren. Die Herausgabe der erwähnten Gedichte, die mit seinem Bildnisse geziert sein werden, verdanken wir Julius Campe, der eigends nach Paris reiste, um seinen Freund Heine wieder zu sehen und ihn bei dieser Gelegenheit auch hat, seine Memoiren, von denen er Bruchstücke kannte, herauszugeben. Mein Bruder versicherte ihn jedoch, daß die Herausgabe derselben unmöglich sei, indem er theils aus religiösen Skrupeln, theils aus Familien-Rücksichten Vieles davon vernichtet habe und das Meiste einer neuen Bearbeitung bedürfe. Campe wußte darauf meinen Bruder zu bestimmen, einen Band Gedichte herauszugeben, der eigentlich als poetischer Nachlaß erst nach seinem Tode gedruckt werden sollte. Diese Gedichte stammen aus den letzten Jahren und sind meiner Ansicht nach ein Leben-



diges Zeugniß von dem hohen Genius, der, selbst von den größten Leiden gepeinigt und gemartert, Großes hervorbringen kann.

Ich erzählte meinem Bruder, daß ich in mehreren Blättern einige neue Gedichte von ihm gelesen habe, wie auch vielfache Schilderungen von Schriftstellern, die ihn besucht haben wollen. Er versicherte mich, daß nur wenige dieser Gedichte von ihm herkommen, und er es nie der Mühe werth hielt, gegen ein solches Gedicht öffentlich zu reklamiren. So habe z. B. die „Didaskalia“ in Frankfurt, wahrscheinlich absichtlich, ein solches apokryphes Machwerk mit seinem Namen gedruckt, und dieses wäre ihm zu Gesichte gekommen. Einige der Artikel, die über ihn erschienen seien, hätte er gelesen. Ueber jene von A. Meißner und Stahr sprach er sich mit Vorliebe aus, obschon er sagte, daß Stahr ihn manchmal das Gegentheil von dem sagen ließ, was er wohl gesagt haben mochte. „So zum Beispiel führt Stahr an, sagte er, daß ich ihm eine Schrift gegeben habe „als Buße.“ Mit dieser Buße meinte ich aber, daß Herr Stahr Buße dafür thun müsse, die Schrift jemals mißverstanden, nicht aber, daß ich dafür büßen müsse, das Buch geschrieben zu haben.“ Ich glaube, daß Heinrich damit das Buch über Börne meinte. Uebrigens sprach er mit der größten Anerkennung von dem Geiste Stahr's, und sagte, er halte dessen Buch über Paris für die bedeutendste literarische Erscheinung der jüngsten Zeit. — Viele mögen wohl über meinen Bruder geschrieben haben, die ihn nie

fahen. — Während unseres Gespräches über Literatur sah ich zufällig ein Buch auf seinem Tische, das den sonderbaren Titel führte: „Schieß Lewinchen.“ Mein Bruder sagte mir, daß es ihm Campe zugeschickt und ihm vertraut habe, der Verfasser desselben sei unser alter Freund Hermann Schiff. Heinrich war voll des Lobes über dieses Buch: „Dieser dumme Kerl, sagte er, ist ein wahres Genie. Er hat mehr plastische Darstellungsgabe als alle neueren Poeten zusammen, die jetzt in Deutschland leben. Es ist kaum zu begreifen, daß er so wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch ist tiefsinnig, voll sprudelnden Witzes, wahrhaft künstlerisch, und was die Hauptsache ist — es hat das Verdienst, mich unendlich amüsirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzseite des jüdischen Lebens zu grell beleuchtet. Hinter dem Schmutze der gemeinsten Schacherjuden aber ist sehr oft Edelsinn und Großmuth verborgen. Sie verstecken diese Glanzseite oft absichtlich — wie sie in den Zeiten des Druckes ihren Reichtum hinter dem Scheine der Dürftigkeit vor den Augen der Habsucht zu sichern wußten.“ — Hart tadelte mein Bruder hierauf Auerbachs Schilderungen der Juden in dessen Werke „Moses Ruh“ und besprach in demselben Sinne dessen „Dorfgeschichten“. „Da lobe ich mir,“ sagte er, „A. Weills Dorfnovellen.“ Als ich ihn frug, warum er zu diesem Werke eine Vorrede geschrieben, antwortete er: „Weill kam eines Tages zu mir und sagte, daß er heirathen wolle. Er brauche dazu 100 Thaler, besitze sie jedoch nicht und sein Ver-



leger hätte ihm das Geld versprochen, wenn er ihm zu seinen Dorfnovellen eine Vorrede von mir bringen würde. Da mußte ich wohl die Vorrede schreiben — und Weill heirathete, — obgleich er einst von der Ehe sehr wüthig geäußert: Das Heirathen sei wie eine Cravatte, man schnalle sich etwas an, was man nachher am Halse habe. — Uebrigens schreibt dieser Ultra-Demokrat jetzt in der „Gazette de France“ ganz ultra-absolutistische und ultra-katholische Artikel. Bei Manchen wird leider die Cravatte zum Halseisen.“ Bei den Worten meines Bruders über die Juden kam mir sein „Rabbi von Bacharach“ ins Gedächtniß und ich sagte ihm, wie sehr ich besonders seine Schilderung der alten Stadt Frankfurt bewundere. Er sprach: „Ich war öfters in Frankfurt und kenne deshalb die Stadt so gut. Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit dasselbst zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten in dem Bureau des Banquiers meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur 14 Tage dort und benützte seitdem meine junge, uneingeschränkte Freiheit um ganz andere Dinge zu studieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt und in dem Bureau des Banquiers meines Vaters brachte ich, wie gesagt, nur 14 Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: „ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden.“ — Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber

nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Banquiers ein Mal die Weltherrschaft anheimfalle. — Ich erinnere mich, den Abend vorher, ehe ich Frankfurt verließ, im Kaffeehause zu einem Freunde gesagt zu haben, daß ich der Reise wegen mich nicht mit so vielem Silber schleppen wolle und Gold dafür einzuwechseln gedente. Ein fremder Mann hatte diese Worte gehört, trat an mich heran und machte mir das Unerbieten, daß er mir mein Silbergeld in Gold umzuwechseln könne. Als kaum fünfzehnjähriger junger Mensch folgte ich ihm arglos in seine Wohnung, wo der Tausch stattfand und ich etwa drei Duzend Dukaten einstrich. Als ich aber mit meinen wohlverwahrten Dukaten in meine Vaterstadt zurückkam und sie ausgeben wollte, merkte ich, daß jeder Dukaten wenigstens ein halbes Pfund zu wenig wog. — In solcher Weise habe ich zu Frankfurt das Wechselgeschäft kennen gelernt!“ —

Auf Frankfurt wieder zurückkommend, versicherte mich mein Bruder, daß dort im israelitischen Quartier vor 10 Jahren der Sitz einer Propaganda gewesen sei, welche es für möglich hielt, daß man einen wahren Dichter in der öffentlichen Meinung ruinieren könne. „Ihr blindes Werkzeug, sagte er, war ihr Frankfurter Landsmann, mit welchem ich mich damals schoß, und der später einigen meiner Freunde gestand, daß er es sich 4000 Franken habe kosten lassen, um durch bezahlte Skribenten und Inserate allerlei ehrenrührige Artikel gegen mich in die Tagesblätter einschwärzen zu



können. Ich verzeihe diesem Manne nicht nur herzlich gerne diese That, schloß mein Bruder, sondern er gefällt mir auch. Er hat größeres Interesse für mich gezeigt, als meine Freunde. Er hat Geld für mich ausgegeben!“

Ich fand meinen Bruder eines Morgens sehr heiter gestimmt, er hatte seit langer Zeit wieder geschlafen. Auf seinem Tische lagen Zeitungen, aus denen er sich hatte vorlesen lassen. Im Laufe des Gespräches nahm ich ein französisches Journal zur Hand, und nachdem ich seinen Inhalt überflogen, fragte ich Heinrich, was er von den öffentlichen Personen Frankreichs halte: „Ah, sagte er, da muß ich Dir dieselben Worte sagen, die der alte französische Wachtmeister äußerte, als der Lieferant Lewi seine Ochsen ablieferte. Dieses geschah auf dem Marktplatz eines kleinen Städtchens, wo der Etat-Major stationirte, vor dem jedesmal die Ochsen vorbeidefiliren mußten, um gezählt zu werden. Hr. von Lewi — hatte versprochen 300 Ochsen zu liefern, hatte aber nur 100 Ochsen zu seiner Disposition. Er ließ deshalb die Ochsen einzeln vor dem Etat-Major vorbeitreiben, und richtete es so ein, daß die gemusterten Ochsen von seinen Knechten schnell zu dem einen Thore hinaus, und um die Stadt herum zu dem andern wieder herein getrieben wurden, so zwar, daß endlich von dem Etat-Major die Zahl von 300 Ochsen richtig bescheinigt wurde. Nur ein alter Wachtmeister, der dabei war, schüttelte den Kopf mit Verwunderung und bemerkte: Es käme ihm vor, als seien es immer die-

selben Ochsen. — Ja, lieber Bruder, schloß Heinrich, auch mir will es vorkommen, als seien es immer dieselben Ochsen.“ — Und so ist er, der „Schmerzensreiche“, in Stunden, wo seine Leiden nicht zu sehr auf ihm lasten, immer noch der alte Heinrich Heine, dem eben so die seine Grazie, als der tief verwundende Sarkasmus zu Gebote stehen. Er erzählt in solchen Momenten oft die sonderbarsten Dinge mit der ernsthaftesten Miene. Ist er aber zu Ende, so hebt er schallhaft das Augensied des rechten Auges mit dem Finger sachte empor, und wenn er bemerkt, daß man bei seiner Rede ein ernsthaftes Gesicht machte, lacht er einen laut aus. Sein lebenswürdiger Wit trifft Jeden der ihm naht. Die Frauen nennt er nur: „die große Nation“, und wie er die Gesammtheit derselben mit diesem umfassenden Namen bezeichnet, so hat er auch für jede einzelne Vertreterin des Geschlechtes ein Angebinde voll heiterer Neckereien.

Davon ist nun keine Dame ausgenommen, nicht einmal seine Frau, eine schöne, große Französin, die mit Treue und Liebe an ihm hängt, und die er selbst unendlich liebt. — Als ich mit meiner Frau in die Wohnung Heinrichs kam, wollte ich sie, da sie leidend ist, nicht in das Zimmer meines Bruders führen, weil ich befürchtete, daß sein Anblick einen zu erschütternden Eindruck auf sie machen würde. Aber durch die Sehnsucht, den Dichter endlich zu sehen, den sie seit ihrer frühen Jugend so sehr verehrte und den wiederholten Ruf Heinrichs nach ihr, war meine Frau nicht



länger zurückzuhalten und trat ein. Er hob zuerst das Augenlid empor, und als er dann die zarte Hand meiner Frau in seiner Rechten fühlte, rief er, indem ein feines Lächeln schalkhaft über seine Züge flog: „Bruder Du warst klüger als ich, Du nahmst Dir von den Nebeln das Kleinste.“ Dabei ergriff er zugleich die Hand seiner Frau, die er mit einer unendlichen Innigkeit drückte.

Nebst seiner Frau wetteifern noch viele Menschen in Paris ihm sein Leben zu verschönern. Ich fand mehrere der geistreichsten Frauen bei ihm, die ihn zu unterhalten suchten. Außerdem verschafft es ihm den größten Genuß mit Kindern zu spielen. Ich werde den Anblick nie vergessen, der sich mir einmal beim Eintreten darbot. Heinrich lag wie gewöhnlich, mit seinem blassen Antlitz und seinen geschlossenen Augen auf dem Lager. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, schön wie ein Engel, mit schwarzen Augen; an seiner Schulter angeschmiegt, halb stehend, halb sich an das Bett lehrend, sah ihn ein kleines schönes Mädchen, seine Pathe, dem er eben Geschichtchen erzählte, mit den großen blauen leuchtenden Augen lächelnd an. Ein drittes kleines Mädchen stand zu seinen Füßen. Es war ein Bild so unendlich wehmüthig, so voll Stoff zu den ernsthaftesten Betrachtungen, daß ich meiner Rührung nicht Herr werden konnte. — Wie gesagt, Alles bemüht sich, ihm sein Leben — oder besser gesagt, sein Leiden, minder schmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweise der rührendsten Theil-

nahme zu. Selbst unsere alte Mutter, die liebe, geistreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, sendet ihm die neuesten deutschen Bücher, da diese in Paris nicht zu bekommen sind. —

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, wie sehr mich selbst die Irrthümer verwundet haben, die über die finanzielle Lage meines Bruders verbreitet sind. Personen, die vielmehr das höchste Lob verdienen, hat man fälschlich einer Härte angeklagt. Namentlich hat man die angebliche Entziehung einer Pension, die sein seliger Oheim für ihn konstituierte, als Ursache der Dürftigkeit des Dichters angegeben. Mein Bruder hat sich vor drei Jahren in der „Allgemeinen Zeitung“ darüber ausgesprochen und sich dahin geäußert, daß jene Pension fast verdoppelt ausbezahlt werde. Ich habe mich in Paris nun selbst überzeugt, daß es damit ganz seine Richtigkeit habe, und daß der Sohn jenes edlen großen Mannes, Carl Heine in Hamburg, die Summe mit lobenswerthester Großmuth mehr als verdoppelt hat. Dadurch, seine sonstigen Einkünfte abgerechnet, ist Heinrichs Lage nichts weniger als trostlos. Es wird für ihn eine eigene Köchin gehalten und 2 Wärterinnen wechseln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleser und einen Sekretär und sein Arzt ist der ausgezeichnete, sowohl in Deutschland als Frankreich berühmte Dr. Gruby.

Viele waren der Meinung, daß mein Bruder in Gräfenberg Linderung seiner Leiden finden würde. Auch Heinrich und ich griffen diese Idee auf, aber Dr. Gruby



war entschieden dagegen. Seit dieser Zeit beschäftigte ich mich viel mit dem Gedanken ihn nach Hamburg in den Kreis seiner Familie zu bringen. Heinrich ging auf diesen Plan gerne ein. — Wenn wir aber seinen Aufenthalt in Hamburg mit allen Unnehmlichkeiten weitläufig besprochen hatten und mein Bruder sich bereits auf das Häuschen vor dem Dammtore, das von einem Garten umgeben ist, freute, — wenn er von den grünen Bäumen, dem blauen Himmel und der reinen frischen stärkenden Luft geschwärmt hatte, rief er plötzlich wehmüthig aus: „Ach Gott, wie werde ich lebendig hinkommen!“ — Seine Wohnung in Paris ist zwar sehr bequem eingerichtet, entbehrt aber aller frischen Luft, und er wird, sollte der Plan mit seiner Uebersiedlung nach Hamburg nicht in Erfüllung gehen, vor den Linien von Paris ein Gartenhäuschen beziehen, „um, wie er sagt, grüne Bäume und den blauen Himmel zu sehen.“ — —

Als ich am Tage meiner Abreise des Morgens zu ihm kam, fand ich ihn sehr angegriffen. Er übergab mir das Manuscript seiner neuen Gedichte „Romancero“ benannt, damit ich es seinem Freunde Campe in Hamburg überbringe. Ich versprach, um ihm und mir den schmerzlichen Abschied zu ersparen, ihn noch einmal zu besuchen. Er schien meine Absicht zu ahnen, und indem er mir herzlich die Hand drückte, sagte er lächelnd: „Komme noch einmal zu mir und bald wieder nach Paris. Habe keine Furcht, jetzt sterbe ich noch nicht, ich habe noch viel zu thun. Ich muß die Ge-

sammtausgabe meiner Werke ordnen, ich habe es Campe versprochen, Du kennst ihn, früher läßt er mich nicht sterben.“ — — Als ich Abends nach Hause kam fand ich sein wohlgetroffenes Bild aus früheren Jahren, das er mir geschickt hatte, in meinem Zimmer. Wir hatten uns verstanden! — Am nächsten Morgen reiste ich ab.

\* \* \*

Herr M. G. Saphir hat im „Humoristen“ vom 5. d. M. in seinen Pariser Briefen auch eines Besuches bei meinem Bruder Heinrich und dabei des Umstandes erwähnt, daß er diesen unter Andern über die Ursache befragte, die ihn bewog, Herrn Dessauer in dem Buche „Lutezia“ in so scharfer Weise zu geißeln. Mein Bruder erzählte Hrn. Saphir die Veranlassung, welche jedoch von Saphir in seinem Blatte nicht wiedererzählt wurde.

Einige unbekannte Freunde Dessauers haben nun in der „Presse“ vom 12. d. M. ein Schreiben veröffentlicht, in dem sie sich in Angriffen gegen meinen Bruder ergehen und mittheilen, daß ihnen Herr D. bei Gelegenheit des Erscheinens der „Lutezia“ erzählte, mein Bruder solle ihn im Jahre 1842 in Paris um ein Gelddarlehen von 500 Fr. angegangen haben, und die Verweigerung desselben sei die Ursache des erfolgten Angriffes in dem genannten Buche.

Ich hätte diese Unwahrheit sogleich widerlegen können, indem mein Bruder, der im Jahre 1842 noch im vollen Besitze seiner physischen Kraft war, nur eines



Federstriches bedurfte, um die glänzendsten Honorare zu erhalten, und bei seinen damaligen Verhältnissen nicht nöthig hatte, einen Dessauer um ein Anlehen von 500 Fr. anzusprechen; allein ich hielt es für besser, meinem Bruder, der trotz seines langjährigen Siechthums die Macht seines Geistes sich bewahrt hat und noch die Kraft besitzt, gegen gemeine Angriffe sich selbst zu vertheidigen, die ganze Angelegenheit mitzutheilen.

Ich habe nun von meinem Bruder den nachfolgenden, trotz seiner Krankheit größtentheils von ihm mit Bleistift eigenhändig geschriebenen Brief\*) erhalten, um dessen Aufnahme in sein Blatt ich Herrn Saphir, der in dieser Angelegenheit sich so freundlich und theilnehmend benommen hat, ersuche. Von der Unparteilichkeit des Herrn Zang, Redakteur der „Presse“, erwarte ich, daß auch er den Brief meines Bruders in sein Blatt aufnehmen wird, in dessen Spalten der Angriff gegen denselben enthalten war.

Wien, am 28. August 1855.

\* \* \* Gustav Heine.

Berichtigung. In dem in Nr. 202 des „Fremdenblattes“ abgedruckten Briefe des Herrn Heinrich Heine beschuldigt mich derselbe einer indiscreten Aeußerung über meine Beziehungen zu einer Dame, und beruft sich auf das Zeugniß des Herrn Grafen Auersperg (Anastafius Grün). Herr Graf Auersperg stellt nun

\*) Hier folgt der Brief Heines, der als Nr. 22 verbessert und vervollständigt auf S. 116 wiedergegeben ist.

in Abrede, von mir eine solche Aeußerung erzählt zu haben, wie folgender Brief zeigt: Thurn am Harz, 26. September 1855. Geehrter Freund! Ohne mein Vorwissen und zu meinem großen Leidwesen ist eine vor zwei Jahren im unbefangenen Privatgespräche von mir ausgegangene arg- und absichtlose Aeußerung neuerlichst als Waffe gegen Sie öffentlich gebraucht worden. Es dient mir hiebei zur Beruhigung, daß ich auch jetzt keinen Grund habe, eines meiner damals gesprochenen Worte, deren ich mich noch gar wohl erinnere, in Abrede zu stellen. Allein ich finde in der Mittheilung, welche der im „Fremdenblatte“ (Nr. 202) abgedruckte Brief mir in den Mund legt, meine damalige Aeußerung weder den Ausdrücken noch dem Inhalte nach getreu wiedergegeben. Meine ganz zufällige und einfache Erkundigung nach der Art Ihrer Beziehungen zu jener Dame (deren ich Sie so oft und gerne erwähnen gehört hatte) erscheint dort in eine thatsächliche Anschuldigung verwandelt, welche ich niemals ausgesprochen habe, noch aussprechen konnte. Dieses habe ich erst kürzlich in Paris (wo ich zuerst von jenem Briefe Kenntniß bekam) offen und gewissenhaft gegen Herrn Heinrich Heine selbst erklärt, und ich darf kein Bedenken tragen, der Wahrheit gemäß und in Erwiederung Ihres Schreibens, ddo. Graz 24. September, daselbe hiemit auch gegen Sie zu wiederholen. Mit aller Hochachtung Ihr ergebenster A. G. v. Auersperg m. p.

\* \* \*



### Der Saphir-Dessauersche Preßprozeß.

(Gerichtsverhandlung.) Am verflossenen Donnerstags fand bei dem k. k. Landesgerichte das Schlußverfahren gegen den Redakteur des „Humoristen“, Herrn M. G. Saphir, wegen Ehrenbeleidigung statt. Der Angeklagte schilderte bekanntlich in einem Sonntagsblatte des „Humoristen“ vom August v. J. in seinen „Pariserbriefen“ seinen Besuch bei Heinrich Heine in Paris, und erwähnte hiebei, er habe Heine über die Geißelung befragt, welche derselbe dem Komponisten Dessauer zukommen ließ. Heine erzählte hierauf, wie D. diese Kapitalstrafe verdient habe.

Hervorzuheben ist hiebei, daß Saphir damals Dessauer nicht nannte, sondern bloß den Anfangsbuchstaben seines Namens angab. Mehrere Freunde Dessauer's, wie sie sich in ihrer Unterschrift nannten, ließen nunmehr während D. . . . s Abwesenheit von Wien eine Entgegnung in das Journal „Die Presse“ einrücken, in welcher sie die Ausfälle Heines gegen Dessauer in der „Lutetia“ als Folge eines Darlehensgesuches von 500 Frank's (200 fl.) bezeichneten, welches Ersterer gestellt, Letzterer aber verweigert habe; auch erklärten sie M. G. Saphir's Insinuation für die gefährlichste Waffe, die er gegen Dessauer wählen konnte.

Hierauf beschuldigte Saphir in seiner nächsten Sonntagsnummer Dessauer, derselbe habe sich vor dem Dichter Anastasius Grün eines „galanten Glückes“ bei

einer Dame — George Sand — gerühmt; auch erschien gleichzeitig im „Fremden-Blatte“ ein Brief Heinrich Heines, welcher sich über Dessauer in derselben Weise aussprach, wie es bereits in der „Lutetia“ geschehen. Dessauer erklärte dann in dem Journal „Die Presse“ die Angabe beider Blätter als unbegründet; auch veröffentlichte ein Freund desselben ein Schreiben von George Sand, das als Vertrauensvotum gegen jede Verdächtigung dienen sollte. Anastasius Grün bezeichnete schließlich in den Journalen seine Betheiligung an der Streitfrage als einfache Erkundigung über die Stellung Dessauer's zu der erwähnten Dame. Dessauer schritt nunmehr zur Klage wegen Ehrenbeleidigung, was zu dem Eingangs erwähnten Schlußverfahren am verfloffenen Donnerstag führte.

Angeklagter und Kläger wie deren Vertreter waren erschienen. Hierauf wurde der Anklagebeschluß verlesen, der im Wesentlichen dahin lautete, daß zwar die in den „Pariser Briefen“ vom 5. August v. J. enthaltene Josef D. betreffende Stelle nicht in den Bereich des Strafgesetzbuches gehöre, daß aber die beiden Aufsätze „Dessauer-Marsch“ und „Variationen über den Dessauer-Marsch“ allerdings den Thatbestand der Ehrenbeleidigung enthalten. Nunmehr ward der Angeklagte vorgerufen. Die Vertheidigung M. G. Saphir's enthielt Nachstehendes:

„Ich wage zu bitten, ein hohes Gericht möge in Erwägung ziehen, daß Humor und Witz die historische Berechtigung zu einer eigenthümlichen scharf zuge-



spitzten Ausdrucksweise haben, daß mein Blatt, welches seine Spezialität schon im Titel anzeigt, eine eigenthümliche Darstellungsweise hat, und eine ganz eigene verbale Organisation besitzt. Wenn ich aber vielleicht auch in der Form des Ausdruckes durch momentane Entrüstung zu weit gegangen sein mag, den Inhalt der Artikel wiederhole ich hiemit und wage es auch, ihn noch zu bekräftigen; ich habe nach wie vor die moralische Ueberzeugung, Hr. Heinrich Heine hat kein Geld von Hrn. Dessauer begehrt, ich glaube dies zu Ehren des Hrn. Dessauer, denn wahrlich, sollte es wahr sein: Heinrich Heine, der Ruhm des deutschen Parnasses, der kranke deutsche Dichter, auf dem Leidensbette, der Exulant, der jämmerliche zweihundert Gulden nicht besitzende Fürst der deutschen Dichtkunst hätte von einem Landsmanne, von einem auf Kunst Anspruch machenden Genossen, von einem sich seinen Freund nennenden reichen Mann in seiner Noth zweihundert armselige Gulden begehrt und Hr. Dessauer hat sie ihm nicht gegeben, wahrlich in diesem Falle ziehe ich es freudig und mit Stolz vor, durch die darüber ausgesprochene Entrüstung, ein Verurtheilter und Bestrafter „zu werden, denn als Hr. Dessauer siegend hervorzugehen.“

„Ich erlaube mir ergebenst mein Bedauern für Hrn. D. auszudrücken, daß er, was die Produzierung des Briefes von G. Sand betrifft, zu solchen Mitteln seine Zuflucht nahm. Ich würde auch ein Frauenzimmer ebenso bedauern, welches um ihren angetasteten Ruf zu vertheidigen, zu einem Arzt Zuflucht nimmt, um

ihre anatomische Unschuld zu beweisen. Ich meines-  
theils, ich würde ein Frauenzimmer, versehen mit einem  
Moralitäts-Zeugniß der Mad. G. Sand nicht gerade  
zur Vorsteherin eines Mädchen-Pensionates ernennen.  
Ich bedaure ferner aufrichtig uns Deutsche, daß ein  
deutscher Musiker nach Paris läuft, um sich von einer  
Französin ein „Certifikat“ über sein „schönes Talent!“  
ausfertigen zu lassen. Es ist bedauerlich zu lesen, daß  
sie ihm freundlichst erlaubt, dieses Certifikat zu allen  
Zeiten, von einem Weltende bis zum anderen produ-  
zieren zu dürfen!“

„Was den Brief des Grafen Auersperg betrifft,  
so habe ich über dies Schreiben des großen und edlen  
Dichters nichts zu bemerken, als daß es gewissen Vor-  
trats gleich, welche von Künstlern so meisterhaft an-  
gelegt sind, daß der, welcher es von dieser Seite be-  
schaut, glaubt, es lächle ihm zu, während der Andere,  
der es von der entgegengesetzten Seite betrachtet, eben-  
falls glaubt, es lächle vielmehr ihm zu.“

„In Betreff der Zeugenaussagen wurde auch mir  
von einem hohen Gerichte gestattet, Leumundszeugen  
mitzubringen, ich fand es für überflüssig; ich schmeichle  
mir, nicht ganz so obskur zu sein, um Zeugen für meine  
Aufführung stellen zu müssen.“

Hierauf wurden die Zeugen vernommen. Herr  
Doktor Weiffel bezeichnete Hrn. Dessauer als einen  
Mann von ehrenwerthem Charakter und liebens-  
würdigem Benehmen, der sich in günstigen Vermögens-  
verhältnissen befinde; auch erklärte er, daß sich der



Kläger in Folge der strittigen Polemik sehr angegriffen fühle. Die Aussage des Herrn W. enthält wesentlich dasselbe.

Als Entlastungszeuge des Hrn. Saphir erschien Hr. Gustav Heine, Eigenthümer des „Fremdenblattes“, dessen Aussage nach vorher abgelegtem Eide dahin ging: „Bevor die Oper „Paquita“ des Hrn. Dessauer aufgeführt wurde, kam derselbe zu mir und stellte sich mir als einen intimen Freund meines Bruders Heinrich Heine vor, worauf ich erwiederte: „Die Freunde meines Bruders sind auch die Meinigen.“ Hr. Dessauer hat mich nun demüthig um Nachsicht bezüglich seiner Oper. Bekanntlich hat dieselbe Fiasco gemacht. Trotzdem waren ich und noch ein Journal, ich glaube die „Presse“, so nachsichtig, der Oper eine milde Kritik zu Theil werden zu lassen.

Einige Tage später begegnete mir Dessauer, grüßte mich aber nicht, weil ich ihn nicht über Meyerbeer setzte. Bald darauf theilte Saphir in seinem „Humoristen“ einige Aeußerungen meines Bruders Heinrich Heine mit, worauf in dem Journal „Die Presse“ eine Erklärung von mehreren anonymen Freunden Dessauers erschien, des Inhaltes, die Geißelung des Herrn D. habe nur deshalb stattgefunden, weil er Heinrich Heine 500 Frank's (200 fl.) nicht leihen wollte. Ob schon ich überzeugt war, daß dieses nicht wahr sei, gab ich doch keine Antwort, sondern schrieb meinem Bruder die ganze Angelegenheit. Ich erhielt darauf den Brief von ihm, den ich seiner Zeit in meinem Journale ab-

drucken ließ. Als ich später meinen Bruder in Paris besuchte, kam auch dieser Gegenstand zur Sprache. Ich frug ihn: „Hast Du nie von Dessauer Geld leihen wollen?“ Er antwortete: „Ich schwöre es Dir als sterbender Mann in meinen letzten Lebenstagen, daß ich nie von Dessauer Geld leihen wollte, und daß diese Behauptung eine Lüge ist!“ — Als wir dann weiter über den Brief von dem Grafen Auerberg — Anastasius Grün — sprachen, versetzte mein Bruder: „Ich bin ein sterbender Mann. Ich will keine Polemik. Was kann ich auf meinem Krankenlager dagegen machen?“

Saphir sprach hierauf ungefähr folgendes: „Ich betrachte diese heutigen Stunden als ein Todten- und Seelenopfer für den großen Dichter, meinen Landsmann, meinen Jugendfreund: Heinr. Heine! Für ihn, für seine Ehre, für die Abwehr einer ihm zugeschleuderten Verunglimpfung stehe ich vor Gericht; wie ein hohes Gericht in hoher Gerechtigkeit auch entscheiden wird, ich dulde es gerne, denn ich dulde es für den Namen eines großen deutschen Dichters, für Heinr. Heine, der als Todter fortlebt gegen seine Feinde, die als Lebendige schon todt sind.

„Einem hohen Gerichte wird vielleicht nicht unbekannt sein, daß ich mehrere bereits zum Spruch fällige Klagen gegen hiesige Literaten auf die leiseste Anregung bereitwillig zurücknahm; dies führe ich als Beweis meiner bekannten Böswilligkeit an, während Herr Dessauer, dem ich mehrere Male honorige Vergleichsvorschläge anbieten ließ, sie hartnäckig zurückwies. Ich



habe weiter nichts hinzuzufügen und sehe der Entscheidung des hohen Gerichts mit Ehrerbietung entgegen.“

Hierauf ergriff der Vertreter des Klägers, Herr Dr. Mayer, das Wort und meinte, daß der Thatbestand der Ehrenbeleidigung sowohl subjektiv als objektiv vollkommen hergestellt sei, und zwar nach dem Sinne der Paragraphen 488 und 491; auch suchte er die Vertheidigung des Angeklagten zu widerlegen und stellte schließlich den Strafantrag auf 6 Monate Arrest, Einziehung von 100 fl. aus der erlegten Kaution und dreimalige Einrückung des Urtheils in den „Humoristen“ und in die „Wiener Zeitung“. Herr Dr. Wiedenfeld vertheidigte hierauf seinen Klienten Saphir in höchst geistreicher Weise. — Der hohe Gerichtshof erkannte auch nach einstündiger Berathung, daß der Paragraph 488 hier nicht in Berücksichtigung komme, daß jedoch nach Paragraph 491 ein Vergehen der Ehrenbeleidigung vorliege. M. G. Saphir ward daher zu einer Geldstrafe von 200 fl. nebst Einziehung von 100 fl. der Kaution wie zur dreimaligen Einrückung des Urtheiles in den „Humoristen“ und zur Tragung der Gerichtskosten verurtheilt. Die Vertheidiger des Angeklagten wie des Klägers meldeten dagegen die Berufung an.

\* \* \*

### Die letzten Augenblicke Heinrich Heines.

Als ich das letzte Mal von Paris zurückkam, wurde ich mehrseitig aufgefordert, Einiges über Heinrich Heine mitzutheilen. Ich konnte mich jedoch nicht dazu entschließen, und zwar gedachte ich erstlich, meinen Bruder im Frühjahr des laufenden Jahres abermals zu besuchen; auch hielt mich noch eine anderweitige Ursache von der erwarteten Mittheilung ab.

Heinrich sagte nämlich eines Tages zu mir: „Wenn mich Fremde besuchen, so sperre ich mein Gedankenkammerchen ab, ziehe mich in mein Schneckenhäuschen zurück, und schaue nur zuweilen vorsichtig aus demselben heraus. Meinem Bruder gegenüber aber lasse ich meinen Gedanken freien Lauf; und deßhalb wünsche ich, daß Du mit großer Behutsamkeit schreibst, wenn Du von mir berichtest.“

Der Tod, der ihn so plötzlich überraschte, änderte meine Ansichten. Ich will daher nun den Lesern einige Bilder und Scenen aus der Zeit meines Verweilens bei meinem Bruder in schlichten Worten vorführen. Sie mögen zugleich als Einleitung zu dem Momente dienen, wo wir zu den „letzten Augenblicken Heinrich Heines“ schreiten werden. Meine Reise nach Paris ging von hier über Hamburg, da mein Bruder unsere daselbst wohnende Schwester Charlotte Embden noch einmal zu sehen wünschte.

Charlotte hatte Heinrich volle zwölf Jahre nicht gesehen. Ich hielt es daher für nothwendig, sie auf



den erschütternden Anblick, der ihrer harrte, nach Möglichkeit vorzubereiten. Deßhalb mühte ich mich fast die ganze Fahrt über, ihr ein erschütterndes, doch getreues Bild zu entwerfen, wie sie den geliebten Bruder wiedersehen würde.

Es war Mitternacht, als wir in Paris eintrafen. Wir mußten den Besuch daher auf den nächsten Morgen verschieben. Es gab in der That ein furchtbares Wiedersehen! Da lag der arme Kranke noch immer so gelähmt, wie ich ihn vor vier Jahren verlassen! Charlotte war trotz meiner früheren Schilderung so ergriffen, daß sie für mehrere Tage leidend war.

Heinrich wohnte damals nicht mehr in der Rue d'Amsterdam, er hatte seine Behausung nach den Champs Elysées, Avenue Maignon verlegt. Die gegenwärtige Wohnung gewährte einen weit schöneren Anblick. An sämtlichen Fenstern zog sich nach Pariser Bauart ein Balkon hin. Heinrich hatte in der einen Ecke desselben ein Zelt aufschlagen lassen, das Blumentöpfe mit den herrlichsten Kindern des Lenzes schmückte. Dieser duftige Schmuck war eine Gabe von weiblichen Händen; wetteiferten doch die schönsten und geistreichsten Frauen, den Dichter des „Buches der Lieder“ mit Blumen und Blüthen zu erfreuen. Leider genoß der Aermste nach sieben Jahren nur ein einziges Mal in diesem Zelte die entzückende Aussicht. Heinrich wohnte übrigens hier so hoch wie in der Rue d'Amsterdam. Auch die neue Behausung lag im vierten Stockwerke. Der Kranke konnte es nämlich bei seinem

Kopfleiden nicht vertragen, wenn ober ihm Fußtritte erdröhnten oder wohl gar Klavier gespielt wurde. Aus ähnlichem Grunde mußte, rechts wie links, die Stube, welche unmittelbar an sein Gemach stieß, unbewohnt bleiben. Jedes Geräusch steigerte sein Leiden. Heinrich war auch gegen das grelle Tageslicht sehr empfindlich. Eine spanische Wand schirmte deshalb trotz des geringen Umfangs seiner Schlafstube das Bett mit seinen vielen übereinander geschichteten Matratzen vor dem Schimmer der Sonnenstrahlen. Große Stuben waren nie nach seinem Geschmack.

Seine Augenschwäche hinderte ihn am Lesen und deshalb hatte er auch eine deutsche wie eine französische Vorleserin. Auch hielt er sich einen Sekretär, dem er Alles, was zu schreiben war, zu diktiren pflegte. Sein Siechthum hatte selbst auf die Stunde des Diner beschleunigenden oder verzögernden Einfluß. Fühlte er sich weniger angegriffen als gewöhnlich, so hielt er meist um sechs Uhr Abends im Bette sein Mittagsmahl; oft aber zwang ihn sein Unwohlsein, die Stunde des Imbisses bis zwölf Uhr Nachts, ja bis zwei Uhr Morgens aufzuschieben, weshalb auch die Köchin dieses Mittagessen bereit halten mußte, daß es ihm die Wärterin auf Verlangen reichen konnte.

Ich konnte bei dem ersten Besuche vor Wehmuth nicht sprechen, Charlotte brach in Thränen aus, Heinrich aber erinnerte uns in heiterer Laune allfogleich an so manche lustige Szene aus unserer Jugendzeit. Es war überhaupt rührend zu sehen und zu hören, mit



welcher innigen Liebe er an Schwester Charlotte wie an unserer theueren Mutter hing, wie er sich um die geringste Kleinigkeit bekümmerte, wie er gleich einem zärtlichen Kinde nie müde wurde, von den beiden Frauen zu sprechen oder nachzufragen, wie es seinen beiden Nichten Anna und Helene, wie unserem Bruder Max in Petersburg ergehe!

Doch kehren wir zu meinem ersten Besuche zurück. Heinrich befand sich wie erwähnt in sehr heiterer Stimmung, kaum entfernte sich jedoch Charlotte, so sprach er in sichtbarer Hast zu mir: „Eilen wir zu unseren Angelegenheiten, denn ein kranker Mann wie ich darf keine Zeit verlieren!“ Er hatte mich nämlich gebeten nach Paris zu kommen, um uns gegenseitig über seinen Nachlaß zu besprechen, auch sollte ich gemeinsam mit ihm seine sämtlichen Angelegenheiten ordnen, und nach seinem Tode die Ueberwachung derselben übernehmen.

Ich gestehe offen, daß ich, wenn ich an seine neuesten Werke dachte, und ihn jetzt so ohne Rücksicht auf gewöhnliche Lebensflugheit sprechen hörte, zuweilen irre wurde, ob es wirklich mein Bruder Heinrich Heine sei, der da auf seinem Krankenlager mit mir plaudere. Sieben Jahre, in stetem körperlichen Leide zugebracht, hatten ihn der Außenwelt entfremdet, er schien gänzlich unbekannt zu sein mit dem Gang und Wandel der irdischen Dinge. Es war eine ganz neue Welt, die er sich auf seinem Schmerzensbette geschaffen.

So legte er mir bei einem Morgenbesuche einen neuen Kontrakt vor, der zwar die Ausgabe seiner be-

reits erschienenen Werke wie seines literarischen Nachlasses betraf, eigentlich aber nur als Erneuerung eines schon lang abgeschlossenen Vertrages gelten sollte. Heinrich reichte ihn mir mit den Worten: „Lies ihn durch und sage mir dann Deine Meinung!“ Ich las und meinte dann gelassen, der fragliche Kontrakt enthalte eigentlich zwei Urkunden, und müsse daher in zwei Hauptbestandtheile zerfallen. Einer habe hinsichtlich des Verlages der bereits erschienenen Werke zu verfügen, der andere aber die Bestimmungen bezüglich des literarischen Nachlasses festzustellen.

Ich werde den Anblick nie vergessen, wie er nach diesen Worten das Augenlid wie gewöhnlich mit den Fingern aufhob, mich mit dem Blick fixierte und mit einem eigenthümlich ironischen Lächeln ausrief: „Du bist ein besserer Jurist als ich. Das habe ich davon, daß ich in Göttingen Jus studiert habe!“

Es bedünkte mich wie meine Schwester, wenn wir so an seinem Krankenlager saßen und gemüthlich plauderten, fast unglaublich, welches scharfe Gedächtniß er für unsere Jugendzeit bewahrt hatte. Er konnte sich auf seine Knabenzeit bis auf das fünfte oder sechste Jahr zurück entsinnen. So frug er mich einst: „Erinnerst Du Dich noch des Tages, da einst unser guter Vater in seiner schönen Uniform nach Hause kam, und wie wir, nachdem er sie abgelegt, uns so zu sagen in dieselbe theilten? Ich ergriff den Federhut und rief: Ich bin Napoleon! Du faßtest nach dem Degen und jubeltest: Ich bin Murat! Unser Bruder Max zog die



Uniform selbst an, die er natürlich rückwärts auf dem Boden nachschleppte, fortwährend jauchzend: Und ich bin des Kaisers Leibarzt! Unsere gute liebe Mutter, welche alle diese Stücke wie Kostbarkeiten zu überwachen pflegte, schlug die Hände zusammen, und setzte unserem Glücke ein baldiges Ende. Es ist merkwürdig, daß ich diese prophetische Szene nie vergessen konnte. Du wurdest Kavallerieoffizier, Max ein berühmter Arzt und ich liege hier auf meinem St. Helena und sterbe an unsäglichen Schmerzen!“

Eines Tages fand ich ihn in einem qualvollen Zustande, er sah leidender als gewöhnlich aus. Sein Krampfhusten war furchtbar. Demungeachtet sprach er von ernstesten Dingen. Plötzlich aber rief er: „Du kennst mich am Besten. Schreibe meine Biographie. Ich werde Dir dabei behilflich sein.“ Ich gab ihm zur Antwort: „Es handelt sich um Heinrich Heine, ich kann Dir seine Lebensbeschreibung also nur dann liefern, wenn Du mir dieselbe vom Anfang bis zu Ende diktirst.“ — Dieses Kompliment schien ihm zu schmeicheln. Er drückte mir die Hand und meinte: „Du hast Recht! Ich schreibe aber selbst nichts über meinen Lebenslauf. Selbstbiographien gleichen alten Weibern, die sich mit falschen Zähnen, künstlichen Haaren und geschminkten Wangen herausputzen. Ich aber rufe, wie Du immer gleich Deinem Nestroy sagst: Es ist Alles nicht wahr! Uebrigens wird man dies auch von meinen andern künftigen Biografen sagen können, denn an wie vielen verschiedenen Tagen haben mich die Zeitungen schon tausend

lassen, und trotz den vielen Tausen behaupten dennoch die Leute, ich sei kein guter Christ.“

Heinrich äußerte in Beziehung auf seinen literarischen Nachlaß Wünsche, die ich bei meinen vielen Geschäften in Wien nach seinem Tode nicht gewissenhaft hätte erfüllen können, weswegen ich ihm auch den Rath erteilte, es einstweilen bei seinem früheren Testamente, darin er meinen Neffen Ludwig Embden und meinen Vetter, Doktor Christiani, mit der Ueberwachung dieses literarischen Nachlasses betraute, so lange bewenden zu lassen, bis er und ich bei der nächsten für das Frühjahr kommenden Jahres verabredeten Zusammenkunft nach gegenseitiger reiflicher Ueberlegung diese Angelegenheit des Weiteren besprochen haben würden. Diese Hoffnung auf baldiges Wiedersehen hegte ich um so zuversichtlicher, als sein Arzt ihm eine längere Lebenszeit in sichere Aussicht stellte.

Am 17. November verließ ich Paris. Bei dem Abschiede rief er mir zu: „Grüße mir Deine Frau und bringe sie im Frühling mit. Küsse mir mein Pätzchen, den kleinen Heinrich! Du hast mir mit dieser Namenswahl eine große Freude gemacht, aber — — laß ihn keinen Dichter werden.“

Der Januar laufenden Jahres verstrich. — — — Der Tod meines Bruders kam uns Allen gänzlich unerwartet. Weder ich, noch irgend ein Glied unserer Familie hatte eine Ahnung, wie sehr sich sein Zustand verschlimmert habe. Heinrich starb gerade drei Monate nach meiner Abreise, Sonntag, den 17. Februar um



4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr Morgens, und erst 36 Stunden später, Montag, den 18. Februar um 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Abends kam mir durch den trefflichen Arzt meines Bruders, den Herrn Doktor Gruby, dem ich bei dieser Gelegenheit nochmals meinen innigsten Dank für seine unermüdliche Ausdauer an Heinrichs Krankenlager abstatte, auf telegraphischem Wege die Nachricht zu: „Ihr Bruder ist todt, Mittwoch Mittags findet das Leichenbegängniß statt.“

Obwohl tief erschüttert, wäre ich demungeachtet nach Paris geeilt, es war aber nicht mehr möglich, bezüglich der Beerdigung zur rechten Zeit einzutreffen.

Es ward bereits so viel über dieses Leichenbegängniß gesprochen, daß ich glaube, einige Worte hierüber veröffentlichen zu müssen. Weder die Freunde meines seligen Bruders, noch seine nächsten Anverwandten, welche sich in Paris befanden, erhielten die betrübende Kunde durch den sogenannten Partezettel, niemand also, falls er zufällig die betreffende Nachricht in den Zeitungen übersehen oder diese Blätter gar nicht gelesen hatte, wußte von dem Tode des Dichters Heinrich Heine. Das Leichenbegängniß selbst wurde jedoch ganz nach der Weisung in seinem Testamente vollzogen.

Es ist hier wohl die geeignetste Stelle, Einiges aus diesem Testamente mitzutheilen.

---

Nachstehende Paragraphen lauten im Wesentlichen wie folgt:

§ 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Tode einer Autopsie zu unterwerfen, und da meine

Krankheit oft einem starrsüchtigen Zustand ähnlich ist, so soll man mir eine Ader vor der Beerdigung öffnen.

§ 6. Wenn ich in Paris sterbe, und nicht zu weit vom Montmartre wohne, wünsche ich dort begraben zu werden, da ich eine Vorliebe zu dem Stadtviertel habe, wo ich so lange Jahre wohnte.

§ 7. Ich wünsche, daß mein Leichenzug so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht die eines einfachen Bürgers übersteigen; obwohl ich zur lutherischen Religion gehöre, wünsche ich nicht, daß der Geistliche dieser Religion meiner Leiche folgt, auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung, um mein Leichenbegängniß zu feiern. Dieser Wunsch ist nicht der schwache Wille eines Freigeistes; seit vier Jahren habe ich allen philosophischen Stolz abgelegt, und ich bin wieder zu religiösen Ideen übergegangen. Ich sterbe, glaubend an Einen und ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere in meinen Werken von heiligen Dingen oft respektlos gesprochen zu haben, aber ich wurde hiebei weit mehr von dem Zeitgeist fortgerissen als durch den eigenen Trieb. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, mein Gott, so bitte ich Dich und die Menschen um Verzeihung! Ich verbiete, daß eine Rede, sei es deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, daß ich nicht wünsche, daß meine Asche nach Deutschland gebracht werde. Die



große Aufgabe meines Lebens war der Versuch, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen.

Ich will nunmehr die letzten Augenblicke meines Bruders nach der brieflichen Mittheilung seiner Krankenwärterin Katharina Bourlois zu schildern versuchen. Wie ich schon oben bemerkte, kam die verhängnißvolle Stunde ganz unerwartet herbei. Im Monate Februar begann Heinrich über Schmerz bei dem Athemholen zu klagen und heftige Brustkrämpfe stellten sich ein, doch beseitigten lindernde Arzneien zeitweise diese Uebelstände. Er mußte demungeachtet ganze Nächte im Bette sitzend zubringen, die Wärterin konnte ihn keine Sekunde über verlassen, zumal sie ihm den verschriebenen Heiltrank nur Tropfen für Tropfen einzufließen vermochte. Mittwoch den 13. Februar arbeitete jedoch der Aermste durch volle sechs Stunden, was er bereits eine ganze Woche aus Schwäche unterlassen hatte.

Seine treue Pflegerin bat ihn flehentlich, sich Ruhe zu gönnen. Heinrich wies sie mit den Worten ab: „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet.“ — Die Wärterin stutzte über diese Antwort, denn früher hatte er nie eine Sylbe mit ihr über literarische Dinge gesprochen. Am Donnerstag quälten ihn heftige Kopfschmerzen. Man hielt es für seine gewöhnliche Migraine. Heinrich aber machte sich selbst

Vorwürfe, daß er nicht an seine Mutter geschrieben. „Ich werde der theuern Mutter nicht mehr schreiben können.“ Also lautete seine Klage.

Tags darauf, Freitag den 15. Februar, beschlich auch die Krankenwärterin ein banges Vorgefühl, weshalb sie schon um neun Uhr Morgens nach dem Arzte sendete.

Da aber Herr Doktor Gruby nicht zu Hause war, so wurde Nachmittag ein alter Arzt gerufen, der in der Nachbarschaft wohnte. Dieser befahl dem Kranken, alle halbe Stunde eine halbe Tasse Thee von Orangenblüthen, Wasser von Vichy zu reichen, auch jedes Mal einen Tropfen Laudanum beizufügen. Heinrich nahm jedoch keinen Tropfen Laudanum, auch bat er die Krankenwärterin, sie solle, um Doktor Gruby nicht zu beleidigen, geradezu sagen, sie habe den Thee nach eigenem Gutdünken verabreicht. Gegen Abend eilte jedoch Doktor Gruby herbei, ließ den Thee bei Seite stellen und verordnete andere Medikamente, so wie Eisumschläge auf den Magen. Die Wärterin erkannte jedoch an seiner besorgten Miene, daß nunmehr alle Hoffnung verschwunden sei. Erleichterung stellte sich freilich, doch nur vorübergehend ein.

Heinrich äußerte sich dann zum wiederholten Male gegen seine Pflegerin: „Ich fühle mich glücklich, daß ich meine Schwester und meinen Bruder noch ein Mal gesehen habe, denn ach, Katharina, ich bin ein todter Mann! — Neue böse Symptome stellten sich ein. Die Krankenwärterin hatte kaum Zeit, ihm die Medizin zu



reichen, so sehr ward sie von dem Leiden des vielgeprüften Dulders in Anspruch genommen.

Am Samstag verschlimmerte sich sein Uebel noch mehr. Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr flüsterte er seiner Pflegerin drei Mal das Wort: „Schreiben“ zu. Die Wärterin verstand ihn zwar nicht, antwortete aber begütigend: „Ja!“ Später fügte sie noch hinzu: „Sie werden selbst schreiben.“ Heinrich aber entgegnete: „Ich liege im Sterben!“

Eine Stunde vor seinem Hinscheiden reichte ihm die Wärterin den verordneten Trank, er weigerte sich aber, und entgegnete auf ihre Aeußerung, der Arzt werde ihr grollen, daß sie seinen Befehlen nicht nachgekommen sei: „Sei ruhig! Ich werde dem Doktor selbst sagen, daß ich nicht trinken wollte. Die Arzneien helfen nichts mehr.“

Dies waren so zu sagen seine letzten Worte, denn er verlangte später nur mehr, aufgerichtet zu werden, und streckte deßhalb seine welke, abgezehrte Hand aus; seine Pflegerin nahm ihn, um seinen Willen zu erfüllen, in ihre Arme. Heinrich ward hierauf von Krämpfen befallen. Eine Viertelstunde vor seinem Tode kam eine zweite Krankenwärterin, welche Doktor Gruby zur Aus-hilfe gesendet. Es war nur ein Augenzeuge mehr der qualvollen Pein, welche der arme Märtyrer in seinen letzten Zügen erduldet. Der Todeskampf ging unter heftigen Krämpfen zu Ende. Mein Bruder behielt aber bis zum letzten Augenblicke sein volles Bewußtsein.

Heinrich Heine starb wie gesagt Sonntag den

17. Februar um  $4\frac{3}{4}$  Uhr Morgens in den Armen seiner treuen Wärterin, die ihn fast volle vier Jahre sorgsam gepflegt hatte. Ich hatte den Verlust eines geliebten Bruders zu beklagen, was die deutsche Lyrik an ihm verlor, mögen anderweitige Stimmen aussprechen.

Gustav Heine.

---